

Domprediger Thomas C. Müller

Sonntag Jubilate, 25. April 2021, 10 Uhr

Predigt über die Apostelgeschichte, 17. Kapitel, Verse 22 bis 34

²² Paulus aber stand mitten auf dem Areopag und sprach: Ihr Männer von Athen, ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. ²³ Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt. ²⁴ Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. ²⁵ Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. ²⁶ Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, ²⁷ dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. ²⁸ Denn in ihm leben, weben und sind wir; wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. ²⁹ Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht. ³⁰ Zwar hat Gott über die Zeit der Unwissenheit hinweggesehen; nun aber gebietet er den Menschen, dass alle an allen Enden Buße tun. ³¹ Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er richten will den Erdboden mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, und hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat. ³² Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten; die andern aber sprachen: Wir wollen dich darüber ein andermal weiterhören. ³³ So ging Paulus weg aus ihrer Mitte. ³⁴ Einige Männer aber schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen war auch Dionysius, einer aus dem Rat, und eine Frau mit Namen Damaris und andere mit ihnen.

Liebe Gemeinde,

als der Apostel Paulus in der antiken Weltmetropole Athen eintraf, da erlebte er eine Stadt, in der Religion allgegenwärtig war. Ein Tempel reihte sich an den anderen und für jeden erdenklichen Lebensbereich gab es eine eigene Gottheit. Wer 2000 Jahre später durch eine der europäischen Metropolen, etwa durch Berlin, läuft, wird zwar keine Göttertempel, aber immer noch viele Gotteshäuser finden. Die meisten davon sind mit einem Kreuz ausgestattet, dem Symbol also, das gerade der Apostel Paulus in die Mitte des christlichen Glaubens gestellt hatte. Man müsste einem Paulus aber bei einem solchen Stadtrundgang erklären, dass die Vielzahl der Kirchen und Kreuze heute keineswegs die Allgegenwart der Religion oder gar des christlichen Glaubens in den Städten des Landes oder der Gesellschaft überhaupt mehr anzeigen. Im Gegenteil: Die Gruppe der Konfessionslosen wächst stetig, und dass die Kirchen ihre Mitglieder verlieren, ist längst keine Neuigkeit mehr. Gelebter Glaube, die Beziehung des Menschen zu Gott, scheint ein Nischenthema geworden zu sein. Daran hat auch die Pandemie nichts geändert. Im Gegenteil: Untersuchungen zeigen, dass die Frommen zwar frömmere geworden sind, aber die Kirchenfernen nur noch mehr abrücken.

Wird sich Religion, wird sich die Frage nach Gott, also irgendwann von selbst erübrigen? Und ist das, was wir hier tun, nämlich Gottesdienst feiern, der nostalgische Fimmel einer skurrilen Minderheit, die aus Traditionsgründen nicht die Finger von der überlieferten Religion lassen kann?

Ich glaube, spätestens an dieser Stelle würde der Apostel Paulus widersprechen. Er würde von dem her, was er damals in Athen gesagt hat, darauf verweisen, dass die Kirchen zwar oft leer sind, aber der Wurzelgrund des Glaubens, der Menschen damals bewogen hatte, ihre Tempel zu bauen, sehr wohl noch allgegenwärtig ist: der Wunsch, die Angst vor einem ungewissen Schicksal zu überwinden; dem eigenen Leben Sinn und Bedeutung zu geben, die auch mit dem Tod nicht enden. Der Sehnsucht, Teil von etwas Größerem zu sein. All diese Wünsche und Sehnsüchte sind doch immer noch lebendig, auch wenn die Menschen nicht unbedingt in eine Kirche gehen, um sie sich zu erfüllen. Paulus sagte damals: „Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und fand einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott.“

Und so ist es bis heute. Der Altar des unbekanntem Gottes steht mitten unter uns. Er steht nicht nur in unseren Kirchen, sondern auch in den Konsumtempeln, die versprechen, das Leben zu steigern. Er steht sogar in den Finanztempeln mit ihren hohen Türmen, die die Allmacht des Geldes verwaltet, das wie ein Gott den Zugang zu den Lebensmöglichkeiten gewährt oder verschließt. Er steht erst recht an den Orten der Museen und Schönheit, in den Theatern, Konzerthäusern und Museen.

Über Gott wird heute selten öffentlich gesprochen. Er bleibt unsichtbar und wird beschwiegen. Und doch ist er der Elefant im Raum, der als Frage, als unbewusster Zielpunkt, allgegenwärtig ist in unserer Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit, in all unseren ehrlichen und manchmal verzweifelten Versuchen, ein Stückchen Lebensglück zu ergattern; in unserem menschlichen Bemühen um das Schöne, Wahre und Gute. Und im Scheitern daran.

Glaubende Menschen mögen sich manchmal als kleine Minderheit erleben, als aussterbende Spezies. Aber wer genau hinschaut, erkennt bis heute die Resonanz Gottes in allen Menschen und Kulturen. Religion, die heute oft als so trennend und entzweierend empfunden wird, ist eigentlich das, was alle Menschen am meisten verbindet, wenn denn Gott der Schöpfer aller Menschen ist und in allen Menschen seine Spur hinterlassen hat. Das hat der kürzlich verstorbene katholische Theologe Hans Küng unterstrichen und deutlich gemacht, dass gerade die Religionen die Grundlage für ein gemeinsames Weltethos besäßen, um diesen Planeten als Schöpfung Gottes zu bewahren.

„Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, ... hat ... das ganze Menschengeschlecht gemacht, ... dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir;“

Trotz und vor all den Glaubensunterschieden, die man nicht kleinreden muss, gründet doch jeder Glaube in diesem Gefühl, dass wir uns nicht selbst gemacht haben; dass wir die ganze Welt und uns, nicht selbst zu verdanken haben, sondern dass wir uns gegeben sind, uns geschenkt wurden, mit all dem, was wir sind: mit unserer Fähigkeit zu denken, zu fühlen und zu lieben. Und das deshalb nichts davon, nichts von dem, was menschlich ist, getrennt ist von dem, den wir Gott nennen, sondern dass das alles mit ihm verbunden und von ihm umgeben ist. „Denn in ihm leben, weben und sind wir,“ sagt Paulus. Gott ist der Raum, der uns ganz umgreift und umspannt. Es muss uns den Atem verschlagen, wenn wir uns vergegenwärtigen, was das bedeuten könnte: Von Anfang bis Ende sind wir in ihm. Er ist hineingewoben in jeden unserer Augenblicke, in jede Minute der Liebe und jeder Stunde des Abschieds. Er ist der Odem in jedem Atemzug; das Schicksalsband, das mich genau dich finden ließ; die Hand, die dich an deinen Lebensort und zu deinen Menschen führte, und die dich hält, wenn du fällst. Sperr ihn nicht ein in eine Kirchen-Stunde in der Woche, in einen Winkel deines Lebens. Mach dir bewusst: Er schwingt mit in jedem Dank und in jeder Klage, in jedem Glück und jedem Seufzer. Er berührt uns im Klang der Musik, die uns aufschließt für den Jubel oder die erlösenden Tränen. Gott ist uns nicht wesensfremd, wir müssen ihn nicht mühsam hinzuzwingen, uns aufpfropfen wie ein Konstrukt aus Moral

und Dogma. Gott ist uns mitgegeben, näher als wir selbst uns sein können. Glauben ist menschlich, weil unser Menschsein aus Gott stammt.

„Er hat das ganze Menschengeschlecht gemacht, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; Fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir. Wie auch einige Dichter bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts.“
Hilft dir dein Glaube, Gott zu fühlen und zu finden? Hilft er dir wirklich zu spüren, dass du nicht nur eine biologische Maschine, sondern eine gottgegebene lebendige Seele bist?

Liebe Gemeinde, auch viele Christen werden auf diese Frage nur zögerlich mit einem Ja antworten oder sie vielleicht sogar ganz verneinen. Geben wir es zu: Viele von uns leben mit ihren Traditionsbeständen, sprechen das Glaubensbekenntnis, bejahen theoretisch bestimmte Glaubensaussagen, aber sie bleiben letztlich kalt und trocken. Wir fühlen ihre Wahrheit und Wirklichkeit nicht. Wir bringen sie nicht in Verbindung mit unserer wirklichen Sehnsucht und Suche. Dann glaube ich an Gott, aber ich lebe faktisch so, als ob es ihn nicht gäbe - und suche anderswo. Sonntags gehe ich in die Kirche und alltags diene ich im Tempel des Mammon, vielleicht ohne, dass ich es merke. Ich spreche mein Vater-unser und hole mir meine Glücksgefühle doch bei Amazon oder Zalando ab. Ich versuche meine Angst nicht durch Gottvertrauen, sondern durch Kontrolle in den Griff zu bekommen. Als Protestant bekenne ich tapfer „Allein durch Gnade“ und messe meinen und des anderen Wert doch faktisch daran, ob er mehr oder weniger leistet als ich. Es gibt unendlich viele verschiedene Wege, die Erfüllung meiner Sehnsucht in den Tempeln menschengemachter Götter zu suchen. Aber wir werden sie dort nicht finden. Weil in dem, was wir selbst schaffen, das nicht gefunden werden kann, was doch über uns hinausweist: die Sehnsucht nach der Berührung mit dem, der die Sehnsucht allererst in unser Herz gelegt hat.

„Da wir nun göttlichen Geschlechts sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Kunst und Gedanken gemacht,“ sagt Paulus und war der Überzeugung, dass sich die Suche des Menschen nur in dem einen wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, erfüllen kann. Denn er glaubte, dass dieser unbekannte, ungreifbare Gott sich in Jesus Christus bekannt gemacht hat; dass er aus dem Unbekannten und Unzugänglichen herausgetreten ist, und sich in ihm tatsächlich fühlbar und auffindbar gemacht hat. Wenn wir auf Jesus Christus schauen, können wir spüren und sehen, dass die große Liebe, die diese Welt trägt, nicht tot, sondern wirklich lebendig ist und unter uns wirkt. Das meint „Glaube an die Auferstehung“, von dem auch Paulus in Athen sprach, als er sagte: „Gott hat jedermann den Glauben angeboten, indem er ihn von den Toten auferweckt hat.“ Der Glaube ist nicht die Nötigung zum Fürwahrhalten unverständlicher und unglaubwürdiger Behauptungen. Das haben die Athener damals nicht verstanden und fingen Paulus an zu verspotten, als er von der Auferstehung sprach. Bis heute reagieren Menschen so und missverstehen so den Glauben an Jesus Christus, den Auferstandenen. Der Glaube an die Auferstehung ist ein Angebot. Ein Angebot, im Blick auf Jesus auf die Lebendigkeit Gottes zu vertrauen und so selbst lebendig zu bleiben. In einer Zeit, in der wir durch die Pandemie von so vielen Lebensadern abgeschnitten sind, kann dieser Glaube wirklich ein überlebenswichtiges Angebot sein.

Viele haben das Gefühl, innerlich zu erstarren, auszutrocknen, zu verkümmern. Die toten Äste an unserem Lebensbaum werden zahlreicher. Menschen sterben, aber nicht nur das. Sie ermüden, sie resignieren, ihre Hoffnung stirbt ab, die Angst trocknet die Seele aus. In diesem Sinne ist der Glaube tatsächlich (system)-relevant. Mit den Augen dieses Glaubens werden wir die Spuren und Zeichen dieser Lebendigkeit Gottes, die es doch noch immer gibt, auch wirklich sehen, fühlen und finden. Wenn wir nur hinschauen, werden wir sehen, dass die Natur, unsere Begegnungen, unsere Erfahrungen und Erlebnissen voll von diesen Zeichen und Spuren ist. Indem wir sie wahrnehmen und in Blickweite zu ihnen bleiben, bleiben wir mit dieser Lebendigkeit der Liebe Gottes in Verbindung, bleiben wir selbst lebendig, wird der trockene

Seelenboden bewässert und die toten Äste können wieder Blüten treiben und Früchte bringen. So wird es uns in dem großen Bild der Lebendigkeit Gottes vor Augen gestellt wird, das wir eben aus dem Johannesevangelium gehört haben. „Jesus Christus spricht: Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, bringt viel Frucht.“

Aber damit das nicht nur eine theoretische Glaubenswahrheit ist, sondern eine gefühlte, eine gefundene, eine lebendige Wahrheit werden kann, kommt es darauf an, zuerst wieder die Fragen zu den Antworten zu finden und uns ihnen wirklich ehrlich auszusetzen. Das Bild vom Weinstock etwa wird nur dann zu einer Lebenswahrheit, wenn es uns in Frage stellt: Woraus ziehe ich denn wirklich meine Lebenskraft? Und was schneidet mich von ihr ab? Von was muss ich mich trennen und wie kann ich mich neu mit dieser Wurzel, mit dieser Quelle, mit diesem Weinstock verbinden, die Jesus Christus für mich sein will? In meinem eigenen Fragen werde ich offen, um zu fühlen und wirklich zu finden. Und so sollte man wohl aus jedem Gottesdienst weniger mit einer Antwort hinausgehen als mit einer Frage. Einer Frage, die man mitnimmt in das eigene Leben, in dem Gott tief verwickelt und verwoben ist und nur darauf wartet, dass wir das auch merken. Dann kann es so kommen, wie es Rilke formulierte: „Wenn man die Fragen lebt, lebt man vielleicht allmählich, ohne es zu merken, eines fremden Tages in die Antworten hinein.“
Amen.